Karin Tebben (Hrsg.): Beruf: Schriftstellerin. Schreibende Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1998, 340 S., DM 48,-

Die »Entstehung und Entwicklung des weiblichen Berufsschriftstellertums« (8) darzustellen ist das Ziel der vorliegenden Anthologie, wobei hinzuzufügen wäre, daß dieser Prozeß allein anhand der deutschsprachigen Literatur verfolgt wird. Zehn Schriftstellerinnen von ganz unterschiedlichem literaturgeschichtlichen Stellenwert werden in Einzelbeiträgen in ihrem literarischen Schaffen ausführlich porträtiert: Sophie von La Roche, Johanna Isabella Eleonore von Wallenrodt, Therese Huber, Sophie Mereau-Brentano, Fanny Tarnow, Fanny Lewald, Luise Mühlbach, Eugenie Marlitt, Gabriele Reuter und Ricarda Huch.

Eingeleitet wird der Band von einer auf dem aktuellen Forschungsstand fußenden Einführung der Herausgeberin in die soziokulturellen Bedingungen weiblichen Schreibens. Dieser Überblick deckt, die im Titel genannte zeitliche Begrenzung weit überschreitend, die Entwicklung vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert ab. Auch die für die Einzeldarstellungen ausgewählten Schriftstellerinnen beschränken sich nicht auf das 18. und 19. Jahrhundert; mit Reuter und Huch werden zwei Autorinnen vor-

gestellt, deren literarische Produktivität deutlich in das 20. Jahrhundert hineinreicht und vor allem bei Huch dort erst richtig beginnt. Tebbens Einleitung liest sich insgesamt als eine Art Befreiungsgeschichte weiblicher Schriftstellerei. Sie benennt Verhinderungs- und Erschwerungsmomente dieses Prozesses; bekanntlich lassen sich diese zumeist auf die Bestimmung von Autorschaft als einem rein männlichen Konzept auf der einen Seite und von Weiblichkeit als in Haus und Familie aufgehend und damit dem Tabu von Erwerbsarbeit unterliegend auf der anderen Seite zurückführen.

Aus diesen beiden Faktoren der Geschlechter- und Ästhetikdiskurse ergeben sich Konsequenzen für die biographi-Voraussetzungen weiblicher Schriftstellerei, für die Schreibmotive, das dichterische Selbstverständnis, die Publikationspraktiken wie die Rezeption der Werke und teilweise auch für deren Inhalte, Textformen und Erzählstile. Damit wären bereits die thematischen Schwerpunkte genannt, die die Einleitung in der historischen Rekonstruktion der Professionalität von Schriftstellerinnen setzt; deren Untersuchung wird in den Einzelbeiträgen wiederaufgenommen (besonders systematisch und lesefreundlich in Gabriele Schneiders Ausführungen zu Fanny Lewald).

In einer Gesamtschau der Aufsätze wird deutlich, daß der Beruf Schriftstel-

lerin nicht für jede dieser Frauen zugleich auch Berufung bedeutete wie auch umgekehrt das Definitionsmoment der Professionalität - die ökonomische Unabhängigkeit - nicht von allen Autorinnen tatsächlich in das Konzept Beruf integriert wurde bzw. integriert werden konnte. So heißt etwa das Schreibmotiv von Wallenrodts, wie Elke Ramm herausarbeitet, schlicht »Brodnoth« (92). Für die Adlige geht mit der Schriftstellerei kein sozialer Aufstieg, sondern im Anpassungszwang an das bürgerliche Weiblichkeitsideal gesellschaftliche Deklassierung einher. Ganz anders ein gutes Jahrhundert später Ricarda Huch: Bernd Balzer (der befremdlicherweise wiederholt vertraulich, als hätte er die Autorin privat gekannt, von ihr als Ricarda spricht) zeigt, wie sie ihre schriftstellerische Tätigkeit zwar sehr wohl als Berufung begreift, aber nur begrenzt als Beruf erfährt, der ihr eine selbständige Existenz ermöglicht. Vielmehr ist häufige Geldnot wiederholt Anlaß, über die Aufnahme eines Brotberufs nachzudenken, der die schriftstellerische Existenz erst sichern könnte.

Wie wichtig es ist, für die Rekonstruktion des dichterischen Selbstverständnisses der Autorinnen verschiedene Textsorten zu analysieren, möglichst Autobiographie, Brief, Tagebuch und fiktionales Werk nebeneinander zu stellen, wird in mehreren Aufsätzen deutlich, die dies aufgrund guter Quellenlage tun können. Nicht nur durch die häufige Vermeidung der Publikation unter eigenem Namen bei Bevorzugung anonymer oder pseudonymer Veröffentlichungen praktizierten die Schriftstellerinnen vielfach ein Versteckspiel, sondern es lassen sich auch immer wieder Widersprüche zwischen öffentlichen und privaten Äußerungen feststellen. Das zeigt etwa Gudrun Loster-Schneider überzeugend, wenn sie La Roches Versuche, in Autobiographie und Romanwerk ihre Nichtprofessionalität zu beweisen, als »eine interaktiv mit den Geschlechtsrollenstereotypen der Umwelt modellierte Weiblichkeitsmaskerade« (72) offenlegt. Auch Andrea Hahn arbeitet am Beispiel Hubers ein das zeitgenössische Weiblichkeitsideal inszenierendes Rollenspiel heraus, das nur in Briefen an enge Freunde durchbrochen wird, denen gegenüber die Autorin verdeutlicht, daß Schreiben für sie nicht nur finanzielle Notwendigkeit, sondern auch Selbstverwirklichung heißt.

Insgesamt verbinden die hier versammelten Aufsätze die Darstellung von Lebensläufen und Werkinterpretation in schlüssiger, Biographismus vermeidender Weise. Wer die vorgestellten Autorinnen noch nicht oder nur vom Hörensagen kennt, wird dabei manche liebgewonnene Vorstellung revidieren müssen, beispielsweise im Fall Eugenie Marlitts. Cornelia Hobohm stellt überzeugend heraus, daß das lange als reine Unterhaltungslektüre tradierte Werk sehr wohl auch gesellschaftskritische und emanzipatorische Züge aufweist. Das heißt allerdings nicht, daß in diesem Band Aufwertung um jeden Preis stattfände, denn neben literarischen Qualitäten werden sehr wohl auch Defizite benannt. Birgit Wägenbaur etwa weist deutlich auf die fehlende künstlerische Gestaltung der Sprache im Werk Tarnows hin und sagt zugleich, worin dennoch der literaturwissenschaftliche Wert der Auseinandersetzung mit dieser Autorin besteht: in den » - für das Gros der damaligen Schriftstellerinnen - typischen Zügen ihres Schreibens und ihres Selbstverständnisses« (184).

Etwas ermüdend bei einer Gesamtlektüre der Anthologie wirken die – aber wohl unvermeidlichen – Wiederholungen, wenn in den Einzelbeiträgen immer wieder erneut die Beschaffenheit zeitgenössischer Geschlechterdiskurse rekonstruiert wird, die das Werk der jeweiligen Autorin reproduziert, modifiziert oder subversiv unterläuft. Auch bietet der Band trotz der Qualität seiner Aufsätze letztlich kaum Neuerkenntnisse auf dem Feld der Frauenforschung, man findet im

Ergebnis vorwiegend bereits Bekanntes wieder. Insofern aber die Textsorte Anthologie ohnehin stets eine ausgewählte Sammlung darstellt, wäre die Aufgabe des vorliegenden Bandes darin zu sehen, die Entwicklung des weiblichen Berufsschriftstellertums nachzuzeichnen, für dieses Feld den Forschungsstand zu dokumentieren und Desiderate zu benennen. Und diese Aufgabe wird ganz klar erfüllt.

Silke Schlichtmann

Ulla Siebert: Grenzlinien. Selbstrepräsentationen von Frauen in Reisetexten 1871 bis 1914. Münster u.a.: Waxmann 1998 (Internationale Hochschulschriften, Bd. 246) 250 S., DM 49,90.

Mit ihrer Untersuchung knüpft Ulla Siebert aus feministischer Perspektive an rassismuskritische, postkoloniale und ethnologische Debatten an. Erklärtes Ziel der Autorin ist es, Frauenreiseforschung mit einer Perspektive auf die Kategorie Geschlecht zu verbinden, die eine »Dezentralisierung von gender« zuläßt (S. 16). Das bedeutet, die Autorin verfolgt einen Forschungsansatz, bei dem >gender in Relation zu anderen Analysekategorien untersucht wird. Es geht um einen Untersuchungsansatz, der »Unterschiede, Ambivalenzen Widersprüche und Gegensätze zwischen Frauen und zwischen einzelnen Subjektpositionen einer Frau theoretisch zuläßt ...« (9). Vor diesem Hintergrund entfaltet sie ihren eigenen Weg zu den Reisetexten weißer deutscher Frauen aus der Kaiserzeit. Erklärtes Ziel ihres Vorhabens ist, die mehrdimensionalen und widersprüchlichen Konstellationen von Hierarchie und Differenz zu erfassen, die sich in den Texten dieser Frauen finden und ihre Selbstrepräsentationen zu entschlüsseln, ohne diese in einem eindeutigen Frau-Sein aufgehen zu lassen. Damit überschreitet Ulla Siebert auf produktive Weise frühere Traditionen

der Frauenreiseforschung, deren Fokus eher auf das Reisen als Emanzipationsprojekt gerichtet war und weniger auf die Verwicklung der Reisenden in koloniale und herrschaftsförmige Phänomene (auch des modernen Tourismus), und öffnet den Blick für die nationalen, kulturellen und sozialen Zugehörigkeiten der Reiseautorinnen sowie für ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Dies erlaubt zugleich einen Zugang zu den Konstruktionsprozessen von Geschlecht zu finden, dessen Bedeutung »gleichzeitig mit und durch andere Differenzierungen konstruiert, artikuliert und sozial realisiert [wird]« (16). Diese Bewegung in den Texten der Frauen nachzuvollziehen, entfaltet sich in der Studie als aufregendes und mühseliges Unterfangen zugleich, und die Spannung teilt sich der Leserin von den ersten Seiten an mit. In der theoretischen Einleitung wird die Zielperspektive der Untersuchung mehrfach formuliert und gewendet. Was zunächst wie eine ermüdende Wiederholung wirkt, zeigt sich beim zweiten Lesen als Ausdruck einer kleinschrittigen und sorgfältigen Annäherung an den eigenen Gegenstand. Das Gleiche gilt für die dichte Auseinandersetzung mit den Quellentexten, ihre wissenschaftliche Einordnung und Bewersowie die Begründung Auswahl- und Untersuchungsverfahrens. Ulla Siebert hat ein beeindruckendes Ouellenstudium betrieben und ihre zusammenfassenden Ausführungen zu den Aktivitäten reisender Frauen in der Kaiserzeit lassen keinen Zweifel daran, daß sie sich einen sorgfältigen Überblick über die »Diskursgemeinschaft« (99) erarbeitet hat. Ihre Arbeit mit den Texten bettet Ulla Siebert in die Auseinandersetzungen um Ethnographie als Text und um die ethnographische Krise der Repräsentation ein (42ff.). Das heißt, sie begreift die Reisetexte der Frauen als »ethnographisches Schreiben« und positioniert ihren Ansatz mit Bezug zu Kontroversen über die Faktizität und Authentizität von Reiseliteratur: Aus ihrer Sicht

sind Reisetexte »true fiction« (45), was ihren artifiziellen und halbwahren Charakter herausstreicht. Diese Definition wirft die Frage nach dem Stellenwert von Subjektivität oder subjektiven Erfahrungen im Text auf. Siebert stellt die Textstrategien verschiedener Reiseautorinnen vor und relativiert ihre Konstruktionen des Authentischen als zeit- und diskursgebunden. Zugleich zeigt sie aber die Reflektionen der Frauen über die eigenen Konstruktionsprozesse. Mit Bezug zu diesen wechselnden Perspektiven definiert die Autorin die »Reisetexte als authentische Darstellungen von Selbstinszenierungen bzw. als authentische Selbstrepräsentationen von Frauen ...« (69). Besonders produktiv erweist sich die Entscheidung, nicht nur veröffentlichte Texte der Frauen heranzuziehen. sondern auch unveröffentlichte Tagebuchnotizen oder Briefe. Dadurch erfährt die biographische Dimension, die einzuarbeiten Siebert ausdrücklich beansprucht, eine entscheidende Vertiefung und die Kontextgebundenheit der Texte wird am Material veranschaulicht. Ebenso überzeugend ist die Betrachtung konkreten Begegnungen Berührungen zwischen den reisenden Frauen der Kaiserzeit. Diese Perspektive zeigt, wie stark der Diskurs über Reisen für die Frauen selbst mit einer Traditionsbildung und mit der Konstruktion von Vorbildern in den eigenen Reihen verbunden war und wie dieser Diskurs sich teilweise mit den Diskursen der Frauenbewegung überschnitt.

Die »Grenzlinien«, die reisende Frauen zogen, verschoben und konstruierten, lotet Ulla Siebert am Beispiel von zwei Frauen aus, die sie als »Vielreisende und Vielschreiberinnen (109) ausweist. Sie hat sich für die bürgerliche Hamburgerin Sophie Döhner und die Prinzessin Therese von Bayern entschieden, deren Reisebiographien zu Anfang dieses Kapitels einen Weg zu ihren Reisebewegungen und Selbstrepräsentationen weisen. Auf mehr als hundert Seiten

löst Siebert ihr ambitioniertes Forschungsprogramm ein, indem sie aus verschiedenen Blickwinkeln verfolgt, wie beide Reisende Grenzen ziehen, Zugehörigkeiten und Abgrenzungen entwerfen und Fremdes wie Eigenes mal in Bewegung geraten, mal starr und voneinander getrennt bleiben. Interessant und lehrreich ist der Diskurs über Europa, der in den Texten beider Frauen Raum greift, und es scheint als löse Europa in der Perspektive der Fernreisenden die Bedeutung der eigenen Nation ab.

Sieberts vielschichtige Interpretation der Reisetexte beider Frauen (und deren vorangegangene Kontextualisierung) ist spannend zu lesen, weckt eigene Interpretationslust und wirft offene Fragen auf. Es ist ihr gelungen, die Weiblichkeitskonstruktionen und Geschlechterbilder von Sophie Döhner und Therese von Bayern im Kontext anderer Dimensionen von Differenz und Hierarchie zu entschlüsseln. An einer Stelle reizt die Auseinandersetzung mit diesen Texten allerdings zu Kritik. Weil die Quellenlage zu Sophie Döhner sehr viel schmaler ist als die zu Therese von Bayen, ist es nicht leicht zu beurteilen, ob ein anderer Blick auf ihre Selbstentwürfe möglich gewesen wäre. Trotzdem entwickelt sich während der Lektüre des gesamten Abschnitts der Eindruck, die beiden Frauen seien doch etwas zu deutlich in Kontrastbildern gefangen: hier die männlich identifizierte »Forschungsreisende im eigenen Auftrag« Therese von Bayern, die wagemutig und unkonventionell erscheint; dort die Vergnügungsreisende Döhner, die mit ihrem Insistieren auf der »Dame« wie in ein Korsett gezwängt wirkt. Schade, daß gerade beim expliziten Bezug auf Geschlechterbilder wenig Ambivalenz innerhalb dieser Identifizierungen deutlich wird.

Siebert zeigt Repräsentationen von Differenz und die Konstruktion von »Grenzlinien«, indem sie eng am Material bleibt und so eine vorschnelle Abstraktion oder Schlußfolgerungen ver-

meidet. Dies mag die Leserin an einzelnen Stellen ungeduldig stimmen, weil in der Empirie etwas offen bleibt, was im theoretischen Teil logisch und konsistent daherkommt. In der Summe ist dies die Qualität von Sieberts Studie da sie deutlich macht, wie mühsam und kleinschrittig ein Perspektivwechsel in der Frauenund Geschlechterforschung ist, wenn eine empirisch fundierte Öffnung und Differenzierung der Kategorie Geschlecht ernstgenommen wird.

Mechthild Bereswill

Alice Salomon: Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften, Bd. 1: 1896–1908. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997, (632 S.), Subskriptionspreis für drei Bände DM 360,—

Die dreibändige Edition der Schriften Alice Salomons, deren erster Band nun vorliegt, ist ein wichtiges Unterfangen. Auf diese Weise wird das umfangreiche publizistische Werk einer einflußreichen Sozialwissenschaftlerin und Politikerin der letzten Jahrhundertwende einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Salomons Oeuvre ist beeindruckend. Zwar konzentrierten sich Salomons Interessen vorrangig auf die konfliktgeladenen sozialpolitischen Probleme ihrer Zeit, dennoch sind, wie der vorliegende Band über die Zeit zwischen 1896 und 1908 in mehr als 60 ausgewählten Beiträgen dokumentiert, die Aktualität und Themenvielfalt ihrer Schriften erstaunlich. Das Spektrum der Texte reicht von einzelnen anschaulich geschriebenen Sozialreportagen, beispielsweise über »Arbeitsverhältnisse in den Schokoladefabriken« und »Konsumentenmoral«, über alltagsgesättigte Abhandlungen zu Verständigungsproblemen »Müttern und Töchtern«, bis hin zu Besprechungen ausgewählter sozialwissenschaftlicher Studien aus dem In- und

Ausland. Hinzu kommen politische Traktate und Stellungnahmen der Frauenbewegung, Kongreßberichte und Ansprachen sowie schließlich Reportagen über sozialreformerische Initiativen aus anderen Ländern. Der Stil wechselt dabei ie nach Publikum: Artikel aus der Beilage der populären, auflagenstarken »Gartenlaube« lesen sich leichter als die einschlägigen Beiträge im vergleichsweise exklusiven, renommierten »Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik«. Wie an den beiden Artikeln über den Crimmitschauer Textilarbeiterstreik von 1903/04 deutlich wird, der eine aus dem »Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine«, der andere aus der »Sozialen Praxis«, setzte Salomon in ihren aktuellen Kurzbeiträgen klare rhetorische Akzente. Das hier durchschimmernde politische Engagement einer Sozialreformerin, die sich mit ihren Berichten über soziale Problemlagen gezielt an die Öffentlichkeit wandte, gehört zu den unerwarteten Entdeckungen, die der Band aufgrund der gegebenen Synopse mit Beiträgen aus verschiedenen Zeitschriften ermöglicht.

Salomons Texte werden in dieser Edition ungekürzt abgedruckt mit Ausnahme der mehr als 100seitigen Dissertationsschrift von 1906 über die »Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit«, die nur in Auszügen reproduziert wird. Sämtliche Artikel sind im Anhang ausführlich erläutert, überdies gibt die vollständige Bibliographie der Salomonschen Schriften eine solide Hilfestellung für die weitere Lektüre. Auch das breit angelegte Sach-, Personen- und Ortsregister ist nützlich. All dies macht den Band nicht nur zu einer guten Einstiegslektüre, sondern auch zu einem hervorragenden Arbeitsinstrument und läßt auf die in Kürze erscheinenden Folgebände hoffen.

Die Frage, welche Hindernisse bisher einer umfassenden Rezeption des Salomonschen Werks entgegenstanden, wird von der Herausgeberin Ariane Feustel

im Nachwort behandelt. Hier erscheint Salomon freilich primär als einflußreiche Begründerin und originelle Theoretikerin sozialer Arbeit, andere Aspekte ihres Werkes werden demgegenüber weitgehend ausgeblendet. Allerdings sprechen die im Band versammelten Texte auch für sich selbst. Doch damit ist eine der Lektüreschwierigkeiten angesprochen, die leider nicht aufgegriffen werden: Während die sozialkritischen journalistisch gehaltenen Reportagen Salomons sowie ihre Abhandlungen zur sozialen Arbeit heutiger Leserinnen und Lesern ohne weiteres einleuchten mögen und heute noch aktuelle Fragen behandeln, bleiben eine Reihe von Texten übrig, die sich dem unmittelbaren Zugang tendenziell sperren. So führt beispielsweise die von Salomon gewählte Begrifflichkeit in Zusammenhang mit unehelicher Mutterschaft, wenn etwa von »Menschenmaterial« (S. 319) oder »Vollmenschentum« (S. 158) die Rede ist, heute leicht zu Fehldeutungen und Mißverständnissen. Da Salomon zweifellos nicht zu den zahlreichen zeitgenössischen Anhängerinnen bevölkerungspolitisch motivierter eugenischer Phantasien gehörte, erscheinen diese Begriffe klärungsbedürftig. Sie tauchen aber weder im Sachregister auf, noch werden sie im Nachwort angesprochen.

Auch bleiben einige intellektuelle Bezüge unklar: Georg Simmel oder auch Max und Alfred Weber werden im Nachwort kurz als akademische Lehrer genannt. Was Salomon aber von diesen übernahm und wie sie deren Theoreme mit eigenen Überlegungen verband, bleibt unklar und der individuellen Kenntnis überlassen. Ebensowenig ist von Salomons begeisterter Nietzschelektüre die Rede, mit der sie sich allerdings stets von den Nietzsche-Interpretationen Helene Stöckers distanzierte. Die im Nachwort aufgestellte These, daß Salomon - ebenso wie im übrigen Max Weber, wie Wilhelm Hennis jüngst gezeigt hat - von dem amerikanischen Pragmatiker William James beeinflußt worden sei, vermag durchaus zu überzeugen und ist interessant, zumal dargestellt wird, inwiefern Salomon eine sehr eigene Version von Individualismus entwickelte. Den naheliegenden Referenzen, die das intellektuelle Umfeld des Salomonschen Werkes ausmachen, wird hier aber eben nur ansatzweise nachgegangen. Dies ist angesichts der zum Teil recht aufwendigen Textlektüre bedauerlich, da genau solche Einordnungsversuche - wie sie die Herausgeberin selbst ja schon an anderer Stelle, etwa in den Feministischen Studien (Heft 2/1998) geliefert hat - die Lektüre zu erleichtern vermögen.

Knapp ausgefallen sind im Nachwort auch einige historische Bezüge. So ließe sich etwa mit Hilfe der von Dieter Langewiesche entwickelten These einer Fundamentalpolitisierung der Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs ein Teil des Salomonschen Engagements und auch ihres faktischen Einflusses, der weit über die Frauenbewegung hinaus ging, erklären. Ebenso interessant wäre es auch, einige von Salomons Stellungnahmen zu politisch kontroversen Themen in Zusammenhang mit der allgegenwärtigen Krise des Linksliberalismus zu diskutieren. Daß im Falle Salomons keineswegs vom Diktum Werner Sombarts sprich: der vielzitierten »Abkehr der Gebildeten von der Politik« - die Rede sein kann, ist ein aufschlußreiches Moment. das dem Band in geschlechtergeschichtlicher Perspektive eine herausragende Bedeutung verleiht. Dies ist um so bedeutsamer, als derzeit - leider! - zu keiner Sozialwissenschaftlerin der letzten Jahrhundertwende neuere Quelleneditionen vorliegen.

Die Einwände können das Verdienst der vorliegenden Edition nicht schmälern. Daß der Verlag sich nicht zu einem günstigeren Verkaufspreis durchdringen konnte, ist schade. Dennoch ist dem Band eine breite Rezeption zu wünschen, zumal er viele Anregungen und Stoff für Diskussionen bietet.

Iris Schröder

Johanna Gehmacher: >Völkische Frauenbewegung«. Deutschnationale und nationalsozialistische Geschlechterpolitik in Österreich. Wien: Döcker Verlag 1998, 310 S., DM 54,50.

Auch wenn, wie im Titel bereits angedeutet, die Erste Republik und der Faschismus des österreichischen Ständestaates im Mittelpunkt der Untersuchung der Wiener Historikerin Johanna Gehmacher stehen, reiht sie sich mit ihrer Untersuchung ein in die – erfreulicherweise – immer breiter werdende Forschung zum Thema Frauenbewegung und Nationalismus.

Anknüpfend an die internationale Forschungsdiskussion zu den Kategorien von >Geschlecht< und >Nation<, die sie als zentrale Identitätskonstruktionen der Moderne entschlüsseln will, stellt sich Gehmacher im Rahmen ihrer Arbeit vor allem drei Fragekomplexen (26): Zum ersten sucht sie nach »offenen und verdeckten Zusammenhängen zwischen Nationalismus und nationaler Formierung auf der einen Seite und der weiblichen Positionierung von Frauen >als Frauen <« auf der anderen Seite, wobei sie den (Re-)Formulierungen des Geschlechterverhältnisses in diesem Kontext besondere Aufmerksamkeit widmet. zweite Frage ist die nach den Verbindungen zwischen deutschnationalem und >völkischem « Milieu und nationalsozialistischer Bewegung in Österreich, und die dritte die nach der »Reformulierung von Geschlechterverhältnissen in nationalsozialistischen Diskursen und nach der Partizipation von Frauen« im Nationalsozialismus.

Gehmacher konzentriert sich auf die selbsternannte »völkische Frauenbewegung« in Österreich und fragt nach deren Kontexten und Legitimationsstrategien, mit denen sie die Nachfolge der (bürgerlich-liberalen) Frauenbewegung der Jahrhundertwende beansprucht. Hintergrund ihrer Analyse dieser »versteckten und auch illegitimen Traditionslinien« der Frauenbewegung ist ihre These, daß »solche Linien von Tradition, Traditionsbildung und Inanspruchnahme rund um eine Bewegung (...) bedeutender werden (können) als die Protagonisten und Organisationen selbst«.

Trägerinnen der >völkischen Frauenbewegung in Österreich waren in erster Linie Frauen der GDVP, der Großdeutschen Volkspartei, und der zwischen 1933 und 1938 verbotenen NSDAP. Die GDVP, für die der geforderte Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich im Mittelpunkt ihrer Politik stand, war zwar eine kleine Partei, stand aber gemeinsam mit den Christlichsozialen fast ein Jahrzehnt lang in der Regierungsverantwortung der Österreichischen Ersten Republik. Sie trug also die Demokratie mit, die von vielen ihrer Wähler aus dem nationalen oder völkischen Lager abgelehnt wurde. Trotzdem sieht Gehmacher in der großdeutschen Konzeption der »Volksgemeinschaft«, die sowohl Elemente einer kulturell wie auch rassistisch definierten Zugehörigkeit zum »deutschen Volk« enthielt, und in ihrem ausgeprägten Antisemitismus eine wichtige Brücke zur NSDAP. Und in der Tat wechselte eine Reihe von GDVP-Politikerinnen mit dem politischen Niedergang ihrer Partei zu Beginn der Dreißiger Jahre zur NSDAP über.

Politikerinnen wie die schon Mitte der Zwanziger Jahre verstorbene Emmy Stradal, die mit der bürgerlich-liberalen Frauenbewegung sympathisierte, verfügten über eine Idee von Geschlechterpolitik und geschlechtlicher Arbeitsteilung, die sich sehr gut mit der Ideologie der Volksgemeinschaft verbinden ließ. Vorschläge zu einer Verbesserung der Mädchenbildung wurden mit antisemitischen Argumenten verknüpft und hatten

explizit »arische« Mädchen im Blick, Forderungen zur rechtlichen Gleichstellung der Ehefrauen, die an die bürgerlich-liberale Frauenbewegung anknüpften, wurden mit »echt germanischer Anschauung« begründet. Frauen der GDVP, wie die 1930 von einem Bündnis aus Frauenbewegung und nationalem Lager ins Parlament gewählte Vorsitzende des rassistisch definierten »Reichsverbandes deutscher Frauenvereine«, Maria Schneider, traten Anfang der Dreißiger Jahre ohne Umschweife zur NSDAP über und waren maßgeblich daran beteiligt, daß sie auch in der Zeit der Illegalität ihre informellen Strukturen aufrechterhalten konnten. Mehrheitlich von Frauen getragene großdeutsche Selbsthilfe- und Wohtätigkeitsvereine, die Gehmacher als Teil einer »Gruppenstrategie« des Bürgertums »gegen die Proletarisierung« deutet, verliehen dem utopischen Konzept der Volksgemeinschaft eine gewisse Realität in rassistisch->völkischen «Kreisen.

Die Klammer für alle Aktivitäten großdeutscher und nationalsozialistischer Politikerinnen war der Versuch, einen eigenständigen Politikzugang für Frauen zu definieren, der sich aus der generellen Zuschreibung als »Mutter« oder »Hausfrau« herleitete, ohne daß sie dabei den obersten Bezugspunkt, das Wohl der »Volksgemeinschaft«, aus den Augen verloren.

Deutlich werden an Gehmachers Untersuchung, die sowohl die politischen Konzepte als auch die biographischen Kontexte der Protagonistinnen näher beleuchtet, vor allem zwei Dinge: zum einen, wie leicht sich eine Vorstellung essentialistisch gefaßter Geschlechterdifferenzen in Dienst nehmen ließ für die Konstruktion anderer, essentialistisch gefaßter Differenzen und für die Ausmerzung des Anderen oder Fremden, verbunden mit einer rassistischen Neudefinition von Gemeinschaft. Zum zweiten macht sie die Triebfeder vieler Frauen, die sich für die NSDAP engagierten und dabei

Frauenforderungen innerhalb der Partei vertraten, deutlich: Sie wollten auch als Frauen partout teilhaben an der »>Reinhaltung der arischen Rasse« und dem Kampf >in Wort und Tat« gegen den >jüdisch-marxistischen Geist«, d.h. sie wollten an der neuen Macht partizipieren, an der rassistischen Konzeption von Volksgemeinschaft und Nation und an ihrer konkreten politischen Umsetzung. Ihr Kampf für Emanzipation innerhalb der NSDAP läßt sich von den Inhalten nationalsozialistischer Politik nicht trennen, im Gegenteil. Nicht Veränderung der politischen Inhalte war das Ziel dieser Frauen, sondern Teilhabe und Integration in die vorwiegend männerbündisch organisierten Machtstrukturen des Nationalsozialismus. Dafür waren sie sogar bereit, Abstriche an ihren emanzipatorischen Forderungen zu machen.

Es zeigt sich also deutlich, daß eine einseitige Reduktion auf ihre frauenpolitischen Interessen und Identitäten der differenzierten Motivlage dieser Frauen nicht gerecht wird. Die Vorstellung, die schon viele ZeitgenossInnen teilten, daß »gerade Frauen« der frauenfeindlichen Politik der NSDAP eine Absage hätten erteilen müssen, wird damit nicht nur durch die zeitgenössischen Wahlergebnisse ad absurdum geführt. Bislang gibt es nur wenige Untersuchungen, die diesen »Willen zur Macht« (und damit letztlich auch zur Gewalt) von Frauen so klar vor Augen führen.

Am interessantesten und faszinierendsten aber ist die Grundthese, auf der Gehmachers Untersuchung aufbaut: der enge und bislang in der Forschung eher vernachlässigte Zusammenhang zwischen dem Entstehen von Frauenbewegungen und Nationalbewegungen. Es unterliegt keinem Zufall, daß Frauen sich organisieren und politische Partizipation einzufordern beginnen, als sich die modernen Nationalstaaten formieren. Der Wunsch nach aktiver Teilnahme am nationalen Projekt ist für sie ebenso Motor der Emanzipation gewesen wie das Erbe

der Aufklärung. Oder mit anderen Worten: es reicht nicht aus, die Frauenbewegungen nur unter dem Blickwinkel des Kampfes um Menschenrechte zu sehen sie müssen auch in ihrer komplexen Abhängigkeit von dem Prozeß der Bildung nationaler Identitäten und nationaler Politik wahrgenommen werden. Dies beinhaltet auch die These, daß das feministische Programm von Anfang an eine entscheidende Ambivalenz enthalten hat: den universalistischen Anspruch, den die Menschenrechte verkörpern, auf der einen Seite, und die nationalistische Neudefinition des Anderen oder Fremden und der Gemeinschaft auf der anderen Seite. Vor diesem Hintergrund können auch die verschiedenen – radikalen. gemäßigten oder völkischen - Flügel der Frauenbewegung gedeutet werden: ob sie mehr den einen oder mehr den anderen Teil des feministischen Erbes übernommen und weiterentwickelt haben.

Margit Göttert

Christina Klausmann: Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main. Frankfurt/Main: Campus, 404 S., DM 78,-

Christina Klausmanns Studie ist sowohl inhaltlich als auch methodologisch ein wichtiger Beitrag zur Forschung über die Frauenbewegung im Deutschen Kaiserreich. Zum einen geht sie der lokalen Verankerung der Frauenbewegung nach und erweitert dadurch das bisher sowohl in bezug auf Akteurinnen als auch in bezug auf Vereine und Aktionen überwiegend auf Berlin beschränkte Bild; zum anderen greift sie angloamerikanische Ansätze zur Frauenbewegungskultur und Forschungen zur Arbeiterbewegung auf und entwickelt, über die ideenund organisationsgeschichtliche Ebene hinaus, einen Zugang zur Frauenbewegung als »ein von den Akteurinnen gestaltetes Handlungsfeld«. Von lokalen Vereinen ausgehend behandelt die Autorin die Geschichte frauenbewegter Frankfurterinnen. Sie untersucht die organisatorische und persönliche Vernetzung und die materiellen Einrichtungen der Bewegung sowie ihre Symbole und Rituale, auf denen die weibliche Gruppenkultur aufbaute.

Aktivitäten der Frankfurter Frauenbewegung beruhten auf einem Netz von Vereinen, wobei stets ein kleiner Kern von Aktivistinnen die Fäden knüpfte. Bei jedem der untersuchten Vereine fragt die Autorin nicht nur nach der Verbindung mit anderen Frauengruppierungen innerhalb der Stadtgrenzen, sondern bezieht ihn auf die nationale Ebene der Frauenbewegung und auf die Stadt Frankfurt mit ihrem von Männern getragenen Vereinsleben. So gingen etwa aus der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins neue Gruppierungen mit unterschiedlichen Arbeitsschwerpunkten hervor, wie z.B. der Rechtsschutzverein und der Verein Frauenbildung-Frauenstudium, gleichzeitig hielt die Ortsgruppe aber auch die Fäden zusammen und stellte zehn Jahre lang ein Diskussionsforum der bürgerlichen Frauenszene Frankfurts dar. Um 1905 machte ihr das Bündnis von Abolitionistinnen und Stimmrechtlerinnen diese Position streitig. Frankfurt entwickelte sich zu einem Zentrum der bürgerlichen Stimmrechts- und Sittlichkeitsbewegung.

Doch damit nicht genug. Die Frankfurter Frauenbewegung war sehr vielfältig: Der 1908 eröffnete bürgerliche
Frauen-Club diente als Frauenzentrum
mit einem breiten Angebot. Andere Institutionen, wie der jüdische Verein »Weibliche Fürsorge« und die Ortsgruppe des
Jüdischen Frauenbundes widmeten sich
der Sittlichkeitsarbeit. Die Beteiligung
der Jüdinnen blieb nicht auf die jüdischen Vereine beschränkt. Aufgrund der
Quellenlage konnte die Geschichte der
evangelischen und katholischen Frauen

nur in Teilen rekonstruiert werden. Im Gegensatz zu den Jüdinnen blieben sie ihrer Konfession treu.

Die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung blieben ihrer Klassenzugehörigkeit verbunden. Die schichte der proletarischen Frauenbewegung war von Diskontinuität geprägt, was sowohl auf die polizeiliche Verfolgung als auch auf mangelnde Ressourcen zurückzuführen war. Zum Kristallisationspunkt entwickelte sich nach der Jahrhundertwende der Bildungsverein, der aber auf eigene Entscheidung 1908 aufgelöst wurde. Seitdem fehlte den proletarischen Frauenrechtlerinnen sowohl in symbolischer als auch in materieller Hinsicht ein eigener Raum.

Die Darlegung der Symbole und Rituale, die eine Gruppenidentität mit entwickelt hatten und durch die die Zusammengehörigkeit nach außen manifestiert wurde, habe ich mit großem Interesse gelesen. Interessant sind aber auch die Bemerkungen zu materiellen Ressourcen als Voraussetzung einer Frauenbewegungskultur, die zutreffend als Mischung aus Geselligkeit und Politik charakterisiert wird. Diese Studie ist ein schönes Beispiel, wie es im Rahmen einer Lokalstudie möglich ist, dem Interesse an einer Gruppenkultur nachzugehen, was sorgfältiges Eingehen auf Einzelheiten vor-(bürgerliche) Gerade die aussetzt. Stimmrechtsbewegung, der die identitätsstiftend wirkenden sozialen Projekte fehlten, entfaltete mit Stimmrechtsmarken, -postkarten, -abzeichen und -liedern eine an Symbolik reiche Kultur. Sie griff konventionelle Formen der bürgerlichweiblichen Geselligkeit, wie etwa Nachmittagtees auf, um sie mit politischem Inhalt zu füllen. Doch nicht nur Symbole, auch die finanzielle Geschichte der Frankfurter Frauenvereine ist Gegenstand der Untersuchung. Die Autorin weist anschaulich nach, wie das Geld von Frau zu Frau, von Verein zu Verein zirkulierte. Frauen bezahlten Mitgliederbeiträge, sie spendeten, verwalteten und wirkten als Arbeitgeberinnen. Die auf ehrenamtliche, unbezahlte Tätigkeit eingestellte ältere Frauengeneration wurde mit einer wissenschaftlich ausgebildeten Frauengeneration konfrontiert, die eine Bezahlung für ihre Dienste forderte.

Bei der Lektüre sind mir zwei Punkte aufgefallen. Nur auf den zwei letzten Seiten ihrer Studie und im Zusammenhang mit dem Stimmrechtskampf kommt die Verfasserin auf den Ersten Weltkrieg zu sprechen. Weder in der Einleitung noch später begründet sie aber die Ausgrenzung der Kriegsjahre, die doch wohl als zum Kaiserreich gehörig angesehen werden müssen. Dies soll nicht als ein formales Argument verstanden werden, denn ich denke, daß die Kriegsjahre gerade aus dem Gesichtspunkt der Gruppenkultur ein genauso ergiebiges Beoachtungsfeld wie die Jahrzehnte vor dem Kriegsausbruch sind. Es entstanden neue Konstellationen mit dem Nationalen Frauendienst einerseits und den Kriegsgegnerinnen andererseits. Und in bezug auf Symbole und Rituale bieten die Kriegszeiten ein Schaufenster par excellence. Rätselhaft ist mir z.B. die Persönlichkeit Henriette Fürths. Während der Kriegszeit entwickelte sich die anerkannte Sozialpolitikerin und eine Grenzgängerin zwischen der jüdischen und interkonfessionellen Frauenbewegung und der Arbeiterbewegung zu einer überzeugten Nationalistin.

Zum zweiten habe ich mit einiger Enttäuschung festgestellt, daß die Thematik der informellen und persönlichen Beziehungen, die die Autorin als ein wesentliches Anliegen ihrer Studie definiert, ein wenig zu kurz kommt. Daß sie den Gegnerschaften wie der zwischen Henriette Fürth und Helene Stöcker oder der zwischen Fürth und Berta Pappenheim, Aufmerksamkeit widmet, ist zu begrüßen. In der feministischen Geschichtsschreibung kann man der Versuchung erliegen, die weiblichen Beziehungsgeflechte durch die Ausblendung des Unangenehmen, wie etwa der weiblichen Machtausü-

bung, zu schönen. Bei der Lektüre hier gewinnt man ein detailliertes Bild von dem vielverzweigten organisatorischen Engagement der Hauptakteurinnen. Ihre Wege scheinen sich auf Schritt und Tritt gekreuzt zu haben. Die Erörterung der persönlichen Beziehungen liest sich dagegen als mehr oder weniger listenmäßige Zusammenstellung, allerdings mit einigen interessanten Bemerkungen. Hier spüre ich eine gewisse Vorsicht der Verfasserin, die möglicherweise aus der begrenzten Aussagekraft der Quellen abzuleiten ist. Leider läßt die Verfasserin die Akteurinnen nur spärlich das Wort ergreifen. Ich hätte zum Beispiel gerne gelesen, was Elisabeth Altmann-Gottheiner in ihrer Gedächtnisrede auf ihre Freundin Jenny Apolant sagte und vor allem, wie sie sich ausdrückte. Außer den Ritualen und Symbolen sollte auch die Rhetorik einer Interpretation unterzogen werden. Dadurch, daß die Autorin sich auf die Beziehungen der Hauptakteurinnen zuund untereinander konzentriert, bleibt die Frage, wie sich die Beziehungen zwischen den Führungsfiguren der lokalen Ebene und ihrer »Gefolgschaft« mit gestalten, etwas außer acht. Im Zusammenhang mit Bertha Pappenheim streift die die Machtansprüche Führungsfiguren einerseits und das Verehrungsverhalten um sie andererseits. »Kultur mit ihr treiben, aber keinen Kultus«, habe eine Mitkämpferin Bertha Pappenheims deren Position innerhalb der jüdischen Frauenbewegung erläutert.

Christina Klausmanns Studie stellt eine sehr wichtige Etappe sowohl lokal – als auch frauengeschichtlich gesehen dar. Durch die Konzentration auf einen Einzelfall ohne Ansprüche auf Vergleiche ist es ihr gelungen, eine an interessanten Einzelheiten reiche und methodologisch fruchtbare Studie zu verfassen. Im Hinblick auf die Forschung zu Frauenbeziehungen sind ihre Ansätze besonders verdienstvoll. Es gibt noch keine feste Tradition zur Auslegung von Frauenbeziehungen, an die man anknüpfen

könnte. Christina Klausmanns Ansätze tragen zur Entwicklung dieser Forschungsrichtung bei.

Tiina Kinnunen

Ruth Roach Pierson/Nupur Chaudhuri (eds.): Nation, Empire, Colony: Historizing Gender and Race, with the Assistance of Beth McAuley; Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press 1998; 288 S., \$ 14.95 (Pb).

Das Buch präsentiert ausgewählte Beiträge der Konferenz »Women, Colonialisms, Imperialisms, and Nationalisms through the Ages«, die, unterstützt von der International Federation for Research in Women's History/Fédération internationale pour la recherche en histoire des femmes auf dem 18. International Congress of Historical Sciences in Montréal vom 30.-31. August 1995 abgehalten wurde. Bei der Auswahl der Beiträge haben die Herausgeberinnen das Ziel verfolgt, sowohl die Erfahrungen von Frauen in der Geschichte von Nationalismus, Imperialismus und Kolonialismus als auch die Wirkungsweise von Geschlecht zu berücksichtigen, das als ein Element von Machtproduktion mit Klasse, »race«1 und Sexualität zusammengedacht werden muß. So wie Geschlecht und »race« die Konstruktion von Nation, Empire oder Kolonie bestimmen, bestimmen auch umgekehrt Nation, Empire und Kolonie die Konstruktionen von »race« und Geschlecht. Die Beiträge befassen sich mit rassistischen und imperialistischen Repräsentationen von Weiblichkeit in den kolonisierten Kulturen, mit den Beziehungen zwischen Nationalismus und Feminismus sowie mit dem Platz von Frauen und Geschlecht im Prozeß der Entstehung unabhängiger Nationalstaaten bzw. von neuen nationalen Identitäten: sie thematisieren die diese Prozesse begleitende Gewalt gegen Frauen und den Ausschluß von histori-

schen und kulturellen Differenzen aus dem Prozeß einer vereinheitlichenden Nationsbildung. Der Band beansprucht, eine »globale« Perspektive in der Frauen- und Geschlechtergeschichte einzunehmen, womit im Unterschied zu »international« gemeint ist, daß nicht nur verschiedene Gruppen und Staaten vertreten sind, sondern daß auch eine Sensibilität für die ungleiche Machtverteilung zwischen ihnen besteht. Es werden nicht nur die Kolonien berücksichtigt, sondern die »contact zones«2 fokussiert, das heißt, die Orte der Begegnungen zwischen Peripherie/Kolonie und Metropole/Zentrum.

Ruth Roach Pierson weist in der Einleitung darauf hin, daß der Anspruch einer globalen Perspektive nicht so einfach einzulösen ist. Obwohl die 16 Beiträgerinnen aus elf verschiedenen Staaten kommen und in den Beiträgen alle Kontinente vertreten sind, dominieren die Forscherinnen aus den »westlich« dominierten Staaten, sprich Nordamerika, Europa und Australien. Wie Himani Bannerji in ihrem höchst interessanten, theoretisch-politische Überlegungen anstellenden Beitrag hervorhebt, sind auch die verschiedenen Projekte einer »anderen« Geschichtsschreibung von unten Teil der bestehenden Diskurse der Wissens- und, wie wir seit Foucault wissen. damit der Machtproduktion. Bannerji fragt, warum in den verschiedenen Projekten einer Geschichtsschreibung von unten (»subaltern history«) immer wieder eine eindimensionale Perspektive eingenommen wird, warum die Arbeitergeschichte beispielsweise ohne Geschlechteraspekte geschrieben worden ist oder die Frauengeschichte oftmals jeden Hinweis auf ethnische Differenzen unberücksichtigt gelassen hat. Sie stellt die These auf, daß die Untersuchungskategorien, seien es Klasse, Geschlecht, »race«/Ethnizität oder auch community/Gemeinschaft, absolut gesetzt würden, so daß für Machtbeziehungen und -konstruktionen, die diese Kategorien durchkreuzen, kein Platz sei. Dies sei eine Naturalisierung von Macht/Wissen, die dem common sense der Disziplin entspreche. Sie schlägt vor, die jeweiligen Untersuchungsgegenstände stärker in ein Vorher und Nachher einzubinden, mehr zu vergleichen und Begriffe zu dekonstruieren, um so die Relationalität und Historizität der jeweiligen Forschungsergebnisse herauszustellen.

Die Reflektionen über die Position der feministischen Forschung in den Diskussionen um Nationalismus, Rassismus und Kolonialismus machen den vorliegenden Band besonders interessant, auch weil die Schwierigkeiten, die mit dem Vorhaben verbunden sind, globale Geschichte von differierenden Standpunkten von unten aus zu schreiben, offensichtlich bzw. direkt angesprochen werden. Anknüpfend an die Einführung und den Schlußbeitrag möchte ich von den insgesamt sehr interessanten Ansätzen die vier Beispiele ausführlicher vorstellen, die für mich die Möglichkeiten und Schwierigkeiten einer globalen Geschichte von differierenden Standpunkten besonders anschaulich gemacht haben.

Dolores E. Janiewski zeigt am Beispiel der Ethnologin, Regierungsangestellten und Publizistin Alice Fletcher, die am Ende des 19. Jahrhunderts Forschungen bei den Omahas in Nebraska anstellte, wie differierende, einander widersprechenden Positionen eines antirassistischen und feministischen Engagements miteinander einhergehen. Alice Fletcher unterstützte als Angestellte der US-Regierung die Aufteilung von Land mit dem Ziel, die als reformbedürftig erachteten »indianischen« Kulturen an die amerikanische Siedlergesellschaft zu assimilieren. Als Ethnologin lebte sie bei den Omahas und kritisierte den »kulturellen Imperialismus«. Mit dem Bestreben, den Omahas selbst eine Stimme zu verleihen, war sie Vorreiterin der neuen dialogorientierten Forschungsansätze von Ethnologen wie Franz Boas und Margaret Mead. Als weiße Feministin suchte sie in den einheimischen Kulturen nach Spuren eines Matriarchats, um die patriarchalen Strukturen ihrer »eigenen« Gesellschaft zu kritisieren. Fletcher vereinigte in einer Person Sozialreform, Antiimperialismus und Feminismus, obwohl die Projekte ganz unterschiedliche Ziele verfolgten, die sich z.T. auszuschließen schienen. Diese Spannungen machen ihre Texte auch besonders interessant für die Frage nach der Vereinbarkeit von vermeintlich unvereinbaren Identitäten.

Auf die methodischen Schwierigkeiten, die mit dem Anspruch einhergehen, sowohl die Erfahrungen von Frauen, als auch Geschlecht als eine Kategorie der Machtproduktion zu berücksichtigen, macht der Beitrag von Patricia Grimshaw aufmerksam. Grimshaw fragt nach den unterschiedlichen Erfahrungen, die einheimische Frauen mit der englischen Kolonisation und Besiedlung Australiens machten. Aus Ermangelung anderer Ouellen untersucht sie Texte der Kolonisatoren, Missionare etc. Dabei kann sie interessante Beobachtungen hinsichtlich der Unterschiedlichkeit der Repräsentation von Maorifrauen in Aotearoa/Neuseeland und Frauen der Aborigines in Südostaustralien machen. Mit Überraschung nahmen die englischen Kolonisatoren die aktive Beteiligung der Maorifrauen an den Kämpfen gegen die Kolonisation zur Kenntnis, hoben aber auch andere Phänomene hervor, die einer nach englischen Wertekategorien beurteilten Weiblichkeit entgegenstanden, nämlich Kindstötung, Prostitution und »Männlichkeit« in der Erscheinung. Die Frauen der Aborigines dagegen wurden als degradierte, machtlose Opfer ihrer Männer wahrgenommen. Die Texte enthalten Geschichten über den Widerstand der Maori sowie über die Kontinuitäten und Veränderungen im Leben der einheimischen Bevölkerung, wie die Kolonisatoren sie interpretierten. Grimshaw führt die Unterschiede sowohl auf das die

Wahrnehmung strukturierende englische Geschlechter- und Klassensystem als auch auf Unterschiede der Machtsysteme in den beschriebenen Kulturen zurück, von denen die erste Ackerbau betrieb, während die zweite vom Jagen und Sammeln lebte. Sie weist auf die differierende Bedeutung von Geschlecht in diesen Gesellschaften hin, kann so aber m.E. noch nichts über Erfahrungen von Frauen aussagen. Ob und wie die Geschichten in dieser Hinsicht analysiert werden können, bleibt offen.

Karen Dubinsky untersucht den Tourismus zu den Niagarafällen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts als neue Form imperialistischer und rassistischer Praxis. Ausgehend von Reiseberichten stellt sie nicht nur die Repräsentation des »Fremden« vor. sondern will Tourismus als Interaction von Ungleichen untersuchen. Sie analysiert, wie sich in den Berichten der Reisenden das Naturerlebnis und die Begegnung mit den »richtigen Indianern« zu einem die bestehenden Machtverhältnisse in keiner Weise infragestellenden romantisierenden Bild des Kitsches vereinen. Gleichzeitig zeigt sie auf, wie die von den Touristen lebenden einheimischen Händler und Verkäufer von Dienstleistungen in die Vorstellungen vom »Anderen« eingeordnet werden. Wenngleich Dubinsky auch schildert, wie sich die Einheimischen mit Federhauben als »richtige Indianer« präsentieren und so den Vorstellungen der Touristen nachkamen, kommt m.E. der interaktive Ansatz insgesamt ein wenig kurz. Die Frage bleibt, wie die Perspektive der »Anderen« berücksichtigt werden kann bzw. ob dies mit den gegebenen Quellen möglich ist.

Den Versuch, aus der Untersuchung der Praxis zu theoretischen Konzeptionen zu kommen, macht Cheryl Johnson-Odim, die zwei feministische Gruppen in Nigeria vorstellt, eine Basisorganisation der Marktfrauen von Lagos und eine eher aus den mittleren Schichten kommende Nigerianische Frauenpartei. Sie argumen-

tiert dagegen, daß Feminismus ein weißes, westliches Projekt sei, indem sie die Politik beider Gruppen als in der einheimischen Geschichte und den einheimischen Traditionen verhaftet analysiert. Diese Organisationen formulieren, so ihre These, in »Aktionen lauter als Worte« eine theoretische Konzeption eines Feminismus, auch wenn er nicht so genannt wird. Statt einer Definition von Feminismus aufgrund der Theorien der westlichen Frauenbewegungen schlägt Johnson-Odim vor, erstens Handlungsweisen sowie zweitens die »anderen«, nichtwestlichen Frauenorganisationen zum Ausgangspunkt für theoretische Konzeptionen von Feminismus zu nehmen.

Die Beiträge stellen verschiedene Möglichkeiten vor, handlungsorientierte Ansätze mit dekonstruktivistischen zu verknüpfen, machen aber auch auf die damit einhergehenden Schwierigkeiten aufmerksam. Gerade weil die kulturelle Dominanz und damit der konstruierende und definierende Blick der Kolonialismen so überwältigend ist, sollten diese Interaktivität und Dekonstruktion verbindenden Ansätze genutzt und weiter ausgebaut werden.

Hervorzuheben ist die einheitlich benutzte Begrifflichkeit, die die gemeinsame Sicht der Beiträge und auch eine weiterführende Diskussion erleichtern. Dennoch erschien mir beim Lesen diese Einheitlichkeit gelegentlich verallgemeinernd. Ich habe mich gefragt, was »race«, Nation, Ethnizität, Feminismus, Nationalismus oder Kolonialismus in den jeweiligen historischen Kontexten bedeuteten und mir manchmal eine stärkere Kontextualisierung gewünscht, wie sie von Bannerji gefordert wird. Insgesamt liegt ein sehr lesenswerter Sammelband vor, dessen Qualität neben der problemorientierten Einleitung und den politisch-theoretischen Überlegungen des Schlußbeitrags in der anregenden Vielfältigkeit der Forschungsansätze und -argumentationen liegt.

Anmerkungen

 »Race« ist ein vor dem Hintergrund der deutschen Geschichte nicht übersetzbarer Begriff. Daher behalte ich den englischen bei und setze ihn in Anführungsstriche.

2 Mary Louise Pratt, Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation, New York 1992, S. 6.

Dietlind Hüchtker

Ute Behning: Zum Wandel der Geschlechterrepräsentation in der Sozialpolitik. Ein policy-analytischer Vergleich der Politikprozesse zum österreichischen Bundespflegegeldgesetz und zum bundesdeutschen Pflege-Versicherungsgesetz. Schriftenreihe Forschung »Politikwissenschaft«, Bd. 30. Opladen: Leske + Budrich 1999, 283 S., DM 56.—.

Feministische Analysen zur Sozialpolitik widmeten sich bislang - von wenigen Ausnahmen abgesehen - den geschlechtsspezifisch strukturierenden Aspekten wohlfahrtsstaatlicher Regulierung. Der Verdienst der mittlerweile auch in der Bundesrepublik zahlreicher dazu vorliegenden Forschungsarbeiten ist es, die beiden zentralen Diskriminierungsstrukturen, nämlich die Erwerbsarbeitszentriertheit von Sozialversicherungssystemen und die sozialpolitische Privilegierung der traditionellen Ehegemeinschaft, nicht nur umfassend analysiert, sondern diese Diskriminierungsstrukturen im Bewußtsein des Mainstreams der Wohlfahrtsstaatsforschung verankert zu haben.

Ute Behning hat nun eine Studie vorgelegt, die einen ersten Einblick in eine neue Dimension der sozialpolitischen Geschlechterforschung gewährt: Nicht mehr die Strukturen als Ergebnis von Politik, sondern der Politikprozeß selbst wird zum Untersuchungsgegenstand. Wie entstehen geschlechtsdiskriminierende Strukturen? Welche Konzepte von

Mann und Frau haben die politischen AkteurInnen? Sind die politikentscheidenden Geschlechterkonzeptionen ein Abbild der aktuellen Geschlechterrealität und ändern sich die Konzeptionen mit der Realität? Diesen Fragen geht die Studie am Beispiel der Pflegepolitik in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich nach.

Gleich zu Beginn macht die Autorin klar, was sie im Verlauf der Studie unermüdlich festzuhalten sucht, nämlich daß subjektives Handeln auf bewußten wie unbewußten Wirklichkeitskonstruktionen gründet. Davon ausgehend wird die Leserin zunächst in einem sehr kurz gehaltenen Kapitel mit dem theoretischen »Unterfutter« der Arbeit konfrontiert. Hierbei knüpft Behning zum einen an kulturanalytische Arbeiten von Donna Haraway und Karin Knorr-Cetina an, die Wissen - und damit auch das Wissen über Geschlechter - als »situative Deutungsmuster« (Haraway) bzw. »arretierte Sinngebungen« (Knorr-Cetina) von AkteurInnen begreifen. Dies bedeutet, daß akteurInnenspezifische Wirklichkeitskonstruktionen in jeweils konkreten situativen Zusammenhängen (kontinuierlich) erzeugt werden, wodurch laut Behning die Notwendigkeit von Politikprozeßanalysen deutlich hervortrete (31). Zum anderen stützt sich die Autorin auf den wissenspolitologischen Ansatz, der Wissen »als AkteurInnen-Wissen über die eigenen Handlungsmöglichkeiten und -ziele« (33) auffaßt. Politische AkteurInnen konkurrieren mit dem Wissen bzw. ihren Deutungsmustern um Geltung und Macht, d.h. sie vertreten diejenigen Politikoptionen, die in einem repräsentativ-demokratischen System mit hoher Wahrscheinlichkeit zum Erhalt oder sogar zum Ausbau ihrer Machtposition beitragen. Vor diesem Hintergrund formuliert Behning die These, daß sich die Deutungsmuster von politischen AkteurInnen entsprechend den sozio-kulturellen Wandlungsprozessen des Demos verändern.

Dieser rasche Ritt durch das anspruchsvolle theoretische Terrain setzt eine gewisse Vertrautheit mit konstruktivistischen Ansätzen voraus und mag bei der in diesen Theorietraditionen nicht beheimateten Leserin zu Verständnisschwierigkeiten führen. Es geht um die Untersuchung von Deutungsmustern der politischen AkteurInnen im Politikprozeß, konkret um die Deutungsmuster hinsichtlich der Verortung von Männern und Frauen im Bereich familialer Pflegearbeit und/oder Erwerbsarbeit. Die diesbezüglichen handlungsleitenden Vorstellungen der beteiligten AkteurInnen werden am Beispiel der Politikprozesse zum österreichischen Bundespflegegeldgesetz und zum bundesdeutschen Pflege-Versicherungsgesetz rekonstruiert. Methodisch geht Behning hierbei mit Hilfe von Kodes vor: »Die Variablen männlich-weiblich, öffentlich-privat, Markt-Familie, ihre Mischformen und, je nach Untersuchungsergebnis, notwendig erscheinende Ergänzungen und Abwandlungen stehen hierfür zur Verfügung« (49). Die Konstrukte der AkteurInnen können so für die Analyse entschlüsselt werden. Gefragt wird danach, ob es zu einem Wandel der Deutungsmuster im Verlauf der beiden Politikprozesse gekommen ist bzw. warum (nicht)?

Zu diesem Zweck wird eine vergleichende Policyanalyse durchgeführt, die sich für jedes Land in die drei Phasen Problemdefinition, Agenda-Gestaltung und Politikformulierung untergliedert und einen Untersuchungszeitraum von über 20 Jahren (von Anfang der 1970er Jahre bis 1993 bzw. 1995) umfaßt. Gerade die Wahl des Politikfeldes, an dem die theoretischen Zusammenhänge expliziert werden, macht die Studie nicht nur in wissenschaftstheoretischer, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht zu einem lesenswerten Novum. Für den österreichischen Fall liegt damit eine erste umfassende Untersuchung des Politikprozesses zum Bundespflegeldgesetz vor, und für beide Länder ist es die erste Studie, die

sich speziell mit den Geschlechterkonstruktionen der politischen AkteurInnen im Feld der Pflegepolitik auseinandersetzt. Erwähnenswert ist der Rechercheaufwand, der sich hinter den detaillierten Rekonstruktionen sowohl des politischen Geschehens an sich als auch der vielfältigen Deutungsmuster verbirgt. Umfangreiches Datenmaterial wurde von der Autorin sorgfältig gesichtet und zu einem spannenden Mosaik zusammengesetzt. Gearbeitet wurde vorwiegend mit Primärquellen wie z.B. Parlaments- und Bundesratsdebatten, Entschließungsanträge, Gesetzesentwürfe, Stellungnahmen zu Gesetzesentwürfen, Flugblätter, Broschüren, Arbeitsgruppenberichte, Sitzungsprotokolle etc. Zur Absicherung der vorgenommenen Interpretationen wurden zusätzlich insgesamt 37 Interviews mit AkteurInnen des »inner circle« des jeweiligen Politiknetzwerkes geführt.

Die vielfältigen Einzelergebnisse der Studie können hier nur selektiv und grob vereinfacht wiedergegeben werden. Zentral sind die Erkenntnisse hinsichtlich der von den AkteurInnen vorgenommenen Verortung von Männern und Frauen im Bereich familialer Pflegearbeit und/oder Erwerbsarbeit: Der in beiden Ländern in der Problemdefinitionsphase vorherrtradierte Geschlechterkode schende »männlich/öffentlich/Markt versus weiblich/privat/Familie« wird im Laufe des österreichischen Politikprozesses nur latent abgewandelt - nämlich in die Kode »ein Geschlecht/öffentlich/Markt versus ein (anderes) Geschlecht/privat/Familie«. Demgegenüber erfolgt in der Bundesrepublik in der Agenda-Gestaltungsphase eine Individualisierung des Geschlechterkodes in Form der diskursiven Hinwendung zur eigenständigen Existenzsicherung durch Erwerbs- und/oder familiale Pflegearbeit. In der Politikformulierungsphase wiederum treten verstärkt Kodes in Erscheinung, die die sozialversicherungsrechtliche Absicherung über die Ehe nahelegen. Diese unterschiedlichen Deutungsverläufe münden schließlich in institutionalisierte Pflegepolitiken, die z.B. in der sozialversicherungsrechtlichen Absicherung der familialen Pflegepersonen insofern differieren, als in Österreich keine, in Deutschland eine beschränkte Absicherung verankert wurde.

Zur Erklärung dieser und anderer länderspezifischer Unterschiede werden die spezifischen politischen Verhandlungskulturen ins Feld geführt sowie die These, daß ein Deutungswandel erst infolge einer Deutungskrise eintritt. An diesem Punkt überschätzt die Autorin m.E. jedoch die Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse, wenn sie versucht, Schwellenwerte (in Form der prozentualen Zunahme der Frauenerwerbsquote) für das Eintreten eines Deutungs- und Institutionenwandels verbindlich festzulegen. Abgesehen von diesem kleinen »Schönheitsfehler« handelt es sich um eine brillant durchgeführte qualitative Studie, deren Verdienst ein zweifacher ist: Sie eröffnet eine neue Perspektive für die feministische Sozialpolitikanalyse und verbindet dies mit einer interessanten Darstellung der Pflegepolitik in Österreich und Deutschland.

Sigrid Leitner

Georg Breidenstein/Helge Kelle: Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. Weinheim, München: Juventa, 1998, 288 S., DM 44,—

Das Buch »Geschlechteralltag in der Schulklasse« von Georg Breidenstein und Helga Kelle, das aus einem von der DFG geförderten Forschungsprojekt zur politischen Sozialisation von Kindern entstanden ist, bietet eine spannende Lektüre. In ihrer ethnographischen Studie untersuchen die AutorInnen die Alltagskultur von Mädchen und Jungen. Sie fragen danach »wie die Kinder untereinander Distinktionen interaktiv erzeugen,

Unterschiede etablieren und ihre Klasse auf diese Weise sozial sortieren" (14). Im Mittelpunkt der Studie steht die Praxis der Geschlechterunterscheidung. Der konstruktivistische Ansatz wird ebenfalls angewandt für die Beschreibung der Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen und auf das Konzept der Entwicklung. In dieser theoretischen Konzeption liegt die Faszination der Studie, die in der deutschsprachigen peer culture Forschung als eine der ersten mit dieser Forschungsperspektive arbeitet.

Die Erhebung wurde in zwei Schulklassen der Jahrgangsstufen vier, fünf und sechs an der Laborschule Bielefeld durchgeführt. Obgleich die spezifischen Bedingungen der Laborschule beschrieben und reflektiert werden, handelt es sich bei der Studie nicht um Schulforschung im engeren Sinne. Die Schule fungiert vor allem als Ort kindlicher Öffentlichkeit. Das setting der Forschung beschränkt sich auf die Kinder: Die Lehrer und Lehrerinnen sowie die Schule als Institution kommen nur insoweit in den Blick, als sie für die Interaktionen zwischen den Kindern von Bedeutung sind. Den Schwerpunkt der untersuchten schulischen Situationen bilden Sitzkreise vor allem in den sogenannten Betreuungsstunden, Tischgruppen und Pausen.

Die methodische Darstellung, der »Exkurs zu den Methoden«, läßt den ethnographischen Forschungsprozeß in seiner grundlegenden Offenheit, mit seinen Problemen und Fragen transparent werden. Die methodische Reflexion findet auf unterschiedlichen Ebenen statt, sie reicht von forschungspraktischen Fragen bis hin zu einer Auseinandersetzung damit, welches Wissen in den verschiedenen Stadien der Forschung produziert wird. Die Auseinandersetzung mit der ethnographischen Forschung »Schreibpraxis« ist für Breidenstein und Kelle dabei von zentraler Bedeutung. Der Forschungsprozeß wird als ein Selektionsprozeß beschrieben, der einerseits durch die Notwendigkeit zur Ver-

dichtung und Konzentration der Beobachtung und Analyse gekennzeichnet ist, und andererseits durch die anhaltende Offenheit für Neues. Als »zentrale Praktiken« der Ethnographie kennzeichnen die AutorInnen das Beobachten, Beschreiben und Interpretieren. Ergänzend zu den Beobachtungen wurden Gruppen-Einzelinterviews durchgeführt. deren Ertrag jedoch, für mich nicht ganz nachvollziehbar, wesentlich kritischer eingeschätzt wird als der Ertrag der Beobachtungen. So ist es möglicherweise zu erklären, daß die Interviews in die Darstellung des Kapitels nicht einbezogen sind. Sowohl bei der Beobachtung als auch bei der Analyse des Materials orientieren sich die AutorInnen an der »grounded theory«. Zentrale Auswertungsverfahren sind die Kodierung und Kategorisierung des gesamten Materials und die detaillierte (sequentielle) Einzelfallanalyse für besonders herausgehobene Passagen.

Die inhaltlichen Ergebnisse der Studie sind angesichts der Vielfältigkeit des sozialen Geschehens, auf das sie sich beziehen und angesichts der Fülle von Beschreibungen nicht einfach zu formulieren, weder für die AutorInnen noch für die Rezensentin. Breidenstein und Kelle verfolgen keine einheitliche, lineare Darstellung, sondern präsentieren mehr oder weniger deutlich verknüpfte einzelne Argumentationsstränge nebeneinander. Die drei thematisch gegliederten Teile, in denen die empirische Arbeit aufgefächert wird, lassen sich als eigenständige Einzelstudien lesen.

Der erste Teil über die »Ordnung der Schulklasse« zeigt die Schulklasse als ein komplexes Gefüge aus situativen und stabilen Gruppierungen – Freundschaften, Tischgruppen, Mannschaften und Spielparteien. Sehr anschaulich werden dabei die Aufgaben der einzelnen SchülerInnen, sich immer wieder neu und zufriedenstellend im Feld der Schulklasse zu positionieren und darzustellen. Die Geschlechterklassifikation zeitigt in die-

sen sozialen Prozessen erstaunliche pragmatische Vorteile. Gerade weil die Geschlechtszugehörigkeit unumstritten und stabil ist, kann die Sortierung nach Geschlecht beispielsweise komplexe Spielsituationen ordnen und vereinfachen oder in ihrer Abstraktheit von individuellen Kriterien entlasten, z.B. in Auswahlsituationen. Mädchen und Jungen greifen in strategischer und spielerischer Absicht, mit einem gewissen gestalterischen Bewußtsein und durchaus mit Vergnügen Geschlechterunterscheidung zurück. »Der Spaß hört für Kinder jedenfalls häufig nicht beim Thema Geschlecht, sondern bei Freundschaftskonflikten und Fragen der Beliebtheit auf«, so resümieren Breidenstein und Kelle am Schluß des Buches (270). Das Phänomen der »Beliebtheit« oder sein Gegenteil erweist sich als eine entscheidende Größe, die das Feld der Schulklasse strukturiert. Dabei zeigen sich überraschende Parallelen zwischen den beliebten Kindern und den Außenseitern. Sie alle sind »öffentliche Personen«, an deren Beispiel vielfältige Fragen des Umgangs miteinander, des richtigen Verhaltens wie des Umgangsstils, verhandelt werden.

Im zweiten Teil geht es um »Szenerien der Geschlechterunterscheidung«. Dabei arbeiten die AutorInnen den Wechsel zwischen Situationen der Geschlechterunterscheidung und Situationen »geschlechtlicher >Gelassenheit« im Schulalltag heraus. Gerade dieser Kontrast verleiht den Inszenierungen der Geschlechterunterscheidung seine Bedeutung. Der hier vorgestellte Diskurs über die Sexualität, die Verliebtheiten und Paarbildungen zwischen Kindern werden als Bestandteile von Kinderkultur geschildert, die mit erwachsenen Vorstellungen nicht angemessen zu erfassen und auch nicht als »Vorläufer« erwachsener Beziehungen zu begreifen sind. Auf der anderen Seite, das zeigt sich im dritten Teil, der »Alltagstheorien« über die Geschlechterdifferenz und über Entwicklung behandelt, wissen Mädchen und Jungen, um die Richtung der Veränderungen, die unter dem Stichwort »Weiterentwicklung« von ihnen mit dem Älterwerden erwartet werden. Der zu absolvierende Entwicklungsprozeß ist einerseits normativ aufgeladen, mehrdeutig und hochkompliziert und hat andererseits als »natürlich« zu erscheinen. Er ist in der Sicht der Mädchen und Jungen untrennbar mit Sexualität verbunden. »Wird Pubertät«, so fragen die AutorInnen, »zuallererst herbeigeredet?« (247)

Ich habe eingangs geschrieben, daß für mich eine Faszination der Studie in ihrem innovativen Ansatz liegt und, so ließe sich hinzufügen, in der methodischen Kreativität und der souveränen und gleichzeitig unspektakulären Art der Präsentation. Die Konzentration auf Praktiken statt auf handelnde Subiekte führt zu neuen und überraschenden Perspektiven auf den Kinderalltag. Die Konzeption der Geschlechtszugehörigkeit als soziales Klassifikationskriterium und als Interaktionsphänomen bedeutet eine fruchtbare Irritation eines gewohnten Denkens, das die Ausgestaltung der Geschlechtszugehörigkeit als Resultat von Sozialisationsprozessen und als Teil der Identität auffaßt. Eine ungelöste Frage bleibt für mich, wie sich ein solcher Ansatz, der sich strikt auf die gegenwärtige soziale Praxis von Kindern bezieht, mit Konzeptionen verbinden ließe, die biographische Entwicklungen und Orientierungen von Kindern zum Gegenstand haben. Solche Konzeptionen haben nach wie vor sowohl für die Geschlechterforschung als auch für eine auf kindliche Zukunft gerichtete Pädagogik einen hohen Stellenwert.

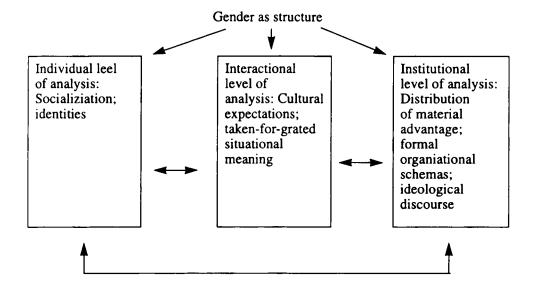
Eva Breitenbach

Barbara J. Risman: Gender Vertigo. American families in transition. New Haven: Yale University Press, 1998, 189 S., \$ 15 (Pb).

Ergänzend zu feministischen Ansätzen, die geschlechtsspezifische Unterschiede auf individuelle, internalisierte Faktoren zurückführen argumentiert Risman im Anschluß an Kanter, daß »interactional pressures and institutional design create gender and the resultant inequality, even in the absence of individual desires« (29). Risman verfolgt im vorliegenden Buch die Absicht, »gender as a structure« theoretisch und empirisch für feministische soziologische Analysen fruchtbar zu machen: »We must conceptualize gender as a structure, with ideological and material componets that affect social life at every level of analysis« (S. 6). Das Buch ist eine interessante Kombination von Theorie und Empirie. Die empirische Grundlage stellen drei eigene Untersuchungen dar: eine Studie über alleinerziehende Väter, eine über Entscheidungen verheirateter Frauen zwischen Beruf und Familie und eine über egalitäre, heterosexuelle Partnerschaften und deren Kinder.

Für ein komplexes Verständnis von Geschlecht als Struktur(kategorie) müsse die Analyse neben einer individuellen Ebene auch auf einer interaktionellen und auf einer institutionellen Ebene ansetzen. Risman stellt diese drei (an sich nicht ganz neuen) soziologischen Analyseebenen für die Untersuchung von Geschlecht in der untenstehenden Abbildung dar (29).

Im vorliegenden Buch versucht Risman nun anhand ihrer empirischen Studien vor allem die Relevanz der interaktionellen und der institutionellen Ebene für die Analyse von Geschlechterungleichheit nachzuweisen. In der Untersuchung, ob Männer »muttern« können (»can men mother?«) oder ob die männliche Geschlechtsidentität dem entgegenstehe, untersucht Risman sogenannte »unfreiwillig«, d.h. verwitwet oder geschiedene, alleinerziehende Väter (das Sample besteht aus 55 Fällen, die mit Fragebögen erhoben wurden), die sie mit alleinerziehenden Müttern, Doppelverdienerpaaren und Hausfrauen (dieses Sample hat 228 Fälle) vergleicht. Sie zeigt, mittels der Analysekategorien »housework«, »intimacy« und »affection«, daß die alleinerziehenden Männer



gut in der Lage sind, die Mutterrolle zu übernehmen, ohne in der Sozialisation darauf vorbereitet worden zu sein. Risman wertet diese Befunde als Beleg dafür, daß Ansätze, die alleine auf die Sozialisation als Erklärung für geschlechtsspezifisches Verhalten setzen, nicht hinreichen. Hier wird sie m.E. jedoch nicht allen Sozialisationsansätzen gerecht, da es durchaus differenzierte Ansätze gibt, die Ebenen und Phasen unterscheiden (für Deutschland z.B. Hurrelmann oder Tillmann).

Mit der Untersuchung über die Entscheidung verheirateter Frauen zwischen Beruf und Familie (anhand einer Längsschnittuntersuchung von 1960–1973 an 1711 ehemaligen College-Studentinnen) versucht sie zu zeigen, daß die Pläne und Erwartungen aus der Jugendzeit bezüglich der eigenen Erwerbstätigkeit wenig Aussagekraft für das Verhalten im Erwachsenenalter haben. Entscheidender für das tatsächliche Verhalten sei vielmehr die aktuelle Familiensituation (z.B. Einkommenshöhe des Mannes und ob Kinder im Haushalt leben). Obwohl nach Risman die Familiensituation eine etwas bessere Erklärungskraft für die Entscheidungen der Frauen hat, ist die empirische Evidenz dennoch nicht sehr überzeugend (89% der Fälle bleiben unerklärt). Für diese Erklärungslücke könnten m.E. auch hiesige Befunde herangezogen werden, z.B. die Arbeiten von Krüger und Born, die u.a. Charakteristika des Berufs als Kriterium für die Länge des Verbleibs im Beruf herausgearbeitet haben.

In der dritten empirischen Untersuchung beschäftigt Risman sich mit »fair role-sharing« Partnerschaften. Eine der Voraussetzungen für die Aufnahme von Paaren ins Sample war, daß beide Partner gleichermaßen verantwortlich für das Einkommen wie für die Erziehung von Kindern sein sollten. Als interessantes Ergebnis am Rande ist festzuhalten, daß die größte Schwierigkeiten war, in den USA solche Familien zu finden. Von 75 Familien, die sich nach langer, aufwendi-

ger Suche gemeldet hatten und die sich selbst als »faire« Partnerschaften bezeichneten, stellte sich nach der Auswertung eines ersten Fragebogens heraus, daß nur 15 Paare die Kriterien der »fairness« erfüllten (erhoben wurden mit den Partnern einzeln durchgeführte lebensgeschichtliche Interviews mit einem fokussierten Nachfrageteil sowie Bildertests). Risman analysiert das qualitative Datenmaterial unter den von Connell vorgeschlagenen Dimensionen »labor, control und cathexis« (Arbeit, Kontrolle und libidinöse Besetzung, 105). Wie Risman hier allerdings genauer methodisch vorgegangen ist, erläutert sie nicht. Bei der Dimension »cathexis« bleibt offen, ob diese einen systematischen Stellenwert hat und wie das Ergebnis der Gefühlsvielfalt der untersuchten Paare zu bewerten und zu erklären ist (125).

Risman untersucht auch die Kinder dieser egalitären Paare (21 Kinder im Alter von 4 bis 21 Jahre, für die Kinder wurden je nach Alter verschiedene Erhebungsinstrumente entwickelt) kommt zu folgendem Befund: Die Kinder stoßen außerhalb des Hauses in den peer groups auf die Vorstellung von Ungleichheit, auf die Idee der geschlechtsspezifischen Differenz zwischen Mädchen und Jungen. Um keine Außenseiter zu werden, gehen die Kinder mit dieser Ambiguität so um, daß sie zwar die Gleichheitsideen der Eltern übernehmen und sagen, erwachsene Männer und Frauen sollen gleich sein, für Kinder und für sich selbst gilt dagegen die Ungleichheit. Der Ausblick des Buches ist, und da wird Risman politisch, ein Plädover für eine Gesellschaft, in der die Unterscheidung nach Geschlecht irrelevant ist.

Meines Erachtens kann Risman mit diesem Buch ihre These, daß soziales Geschlecht als Strukturkategorie auf allen drei soziologischen Analyseebenen wirksam ist und deswegen untersucht werden muß, belegen: Mit der Untersuchung über alleinerziehende Väter gelingt es ihr nachzuweisen, dass die Umstände und der Kontext bedeutsamer für das Verhalten werden können als erlernte geschlechtsspezifische Verhaltensweisen. In der Studie über die Zukunftspläne von College-Studentinnen wird ihre These gestützt, daß die Jugendpläne für das spätere Verhalten nicht ausschlaggebend sind, ohne jedoch positiv zeigen zu können, was es sonst ist. Mit der Untersuchung über die egalitären Paare demonstriert sie den starken Druck kultureller Erwartungen, dem die Kinder sich beugen, indem sie unterschiedliche Deutungen von Geschlecht für Kinder und für Erwachsene entwickeln.

Trotz den genannten Schwächen in der empirischen Ausführung lohnt sich die Lektüre eben wegen dieser analytisch sinnvollen Differenzierung der Ebenen, auf denen Geschlechterungleichheit untersucht werden muß.

Claudia Gather

Martina Blaschka: Tupperware als Lebensform: Die Schüssel, die Party, die Beraterin. Eine empirische Studie. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1998, 208 S. [Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; Bd. 19], DM 24,—

Martina Blaschka beschäftigt sich mit einem – uns allen bekannten – Phänomen der Alltagskultur, das zu ihrer (und meiner) Überraschung offensichtlich bislang kulturwissenschaftlich noch unbearbeitet gewesen ist. Differenziert beschreibt sie, wie sich »die Tupperschüssel in der Welt« positioniert und wie sich zugleich auch »die Welt in der Tupperschüssel« lokalisieren läßt: »Das Wachstum der Tuppergesellschaft hängt mit den gesellschaftlichen Strukturen, den Frauenbildern und Hausfrauenbildern zusammen« (10).

Ihren Gegenstand in einer hermeneutischen Spirale einkreisend, nimmt die Autorin verschiedene Blickpositionen ein: Tupperware – Das Forschungsfeld; Tup-

perware – Das Produkt; Die Tupperparty; Tupperware – Die Beraterinnen; Conny-Rosen, Taschen und Geschichten; Ein Jahr danach.

Am Haupt-Titel Tupperware als Lebensform wird ihre Perspektive bereits deutlich; im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die sich mit den Produkten am intensivsten befassenden Subjekte: die Beraterinnen, die zumeist zugleich Benutzerinnen sind. Zusammenfassungen von elf narrativen Interviews mit Beraterinnen bilden den Schwerpunkt, ergänzt durch teilnehmende Beobachtung zahlreicher Tupperparties und Gruppenmeetings. Die Autorin berichtet mit Empathie und Sensibilität für Lebenssituation, Umgangsweisen mit und Einschätzungen der Beraterinnentätigkeit ihrer >Gewährsfrauen < und reflektiert ihre eigene Teilnahme am vielfältigen Beziehungsgeflecht (Tuppermagisterarbeit als Lebensform).

Dabei schildert sie die Spezifik jeder einzelnen »Tupperbiografie«, destilliert aber zugleich die Durchschnittsberaterin als etwa dreißigjährige, in einem typischen Frauenberuf Ausgebildete, die sich aufgrund ihrer Familienphase (zwei kleine Kinder) hat rekrutieren lassen, bis die häusliche Situation den Wiedereinstieg in die Berufswelt ermöglicht. Die wenigen Ȋlteren Frauen sehen in der Tätigkeit eine Möglichkeit, im Ruhestand nicht zu vereinsamen« (153). »Keine der Frauen muß den Lebensunterhalt mit ihrer Beraterinnentätigkeit bestreiten« (151). Ob sich der Aufwand finanziell lohnt, ist auch unter den Beraterinnen umstritten; ebenso sieht ein Großteil die Geschäftsbedingungen der Firma durchaus kritisch, jedoch stehen die meisten hinter dem Produkt, das sie verkaufen. Alle Interviewten schätzen es. daß die Arbeit »das Herauskommen«, Kommunikation und Bestätigung ermöglicht. »Tupperware gibt durch ihre Angebote, das exklusive Produktimage, durch besonderes Material und ausgezeichnetes Design, die lange Tradition guter Qua-

lität, die besondere Art des Verkaufs auf Parties, die Kontinuität und Seriosität der Firma in Produkt und Vertrieb und nicht zuletzt durch die Arbeitsbedingungen den Frauen die Sicherheit und die Möglichkeit, sich einen eigenen Bereich zu schaffen. Es ist ein Bereich, der flexibel genug erscheint, um mit den anderen Anforderungen vereinbart zu werden, der gesellschaftlich toleriert ist, der keinen angestammten Bereich der Männer stört und somit von ihnen geduldet werden kann. Die Frauen, die als Beraterinnen arbeiten, suchen sich innerhalb der gesellschaftlichen Vorgaben ihre eigenen Nischen, bahnen sich im Rahmen ihrer oft eingeengten Möglichkeiten gehbare Wege, auf denen sie ihren Vorstellungen und Bedürfnissen näher kommen« (11).

So wie das häusliche Umfeld zu den Arbeitsbedingungen dazu gehört (die Familienpflichten stehen an erster Stelle wie die Autorin anhand ihrer Interviewsituationen anschaulich schildert), so strukturiert Tupperware den familiären Alltag. Disziplin organisiert den Arbeitseinsatz; auch Kreativität ist Voraussetzung, etwa in der Zeitbudgetierung oder in der temporären Umnutzung von Familien-Raum zum Tupper-Arbeitsplatz (für die Vorführungen, zum Lagern und Sortieren der Ware, für die Bürotätigkeit und zur Aufbewahrung des Arbeitsgeräts der Taschen). Dies und die Planung und Durchführung der Vorführungen werden von den Beraterinnen selbstbewußt als persönliche Professionalisierungen empfunden. »Die Tätigkeit verändert das Leben der Frauen nicht nur für eine bestimmte Stundenzahl am Tag, sondern über den ganzen Tages- und Lebenslauf« (150).

Immer wieder korreliert Martina Blaschka diese Befunde mit den Interessen und Vorgehensweisen des Konzerns. Nicht von ungefähr bilden die Geschichte des Produkts und der Firma (seit 1946) die Grundlage, den Anfang der Arbeit: »Hinter dem Vertrieb von Tupperware steht ein sorgfältig strukturiertes

Gerüst von Hierarchien und Marketingstrategien. Harmlose Bezeichnungen, wie zum Beispiel Tupperparty oder Tupperfamilie stehen vor einem großen, weltweiten Konzern, dessen Management auf Umsatzsteigerung und Expansion ausgerichtet ist« (8).

Die Autorin webt ein dichtes Netz kulturwissenschaftlicher Zugriffe, mit denen sie aufzeigt, wie es dem Konzern gelingt, daß seine in ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen arbeitenden Beraterinnen so erfolgreich funktionieren. Die Organisation dieser Frauen in hierarchisierten Gruppen, ihre Motivation durch ein ausgeklügeltes System gegenseitiger materieller und immaterieller Verpflichtungen und Belohnungen, die Einteilung ihrer Arbeit in eine feingliedrige Kette festgelegter, ritualisierter Handlungsabläufe wird in dichter Beschreibung und anhand vielfältiger Zeichen sichtbar gemacht. Einleuchtend ist die Analyse von Dinggebrauch und Dingbedeutung auch außerhalb der Produktpalette selbst -, der Sterne und Conny-Rosen als Leistungsabzeichen, der Taschen als Arbeitsinstrumente und Statussymbole oder der Geschenke als handlungsverpflichtender Blaschka ordnet Tupper-Geschichten der Beraterinnen mit den Mitteln der Erzählforschung ein (auch eingetupperte Erinnerungen ihrer KommilitonInnen). Sie hinterfragt Sprachcode als emotionalisierende Herstellung einer Corporate Identity, die fast Sektencharakter entwickelt - zumal. wenn die Aufnahme der Tätigkeit vergleichbar einem »Bekehrungserlebnis« (151) erzählt wird. »Auch die Tupperfamilie ist eine Wiederholung des [patriarchalen familiären] Prinzips. Das Management hat das Sagen, es besteht aus Männern, der Rest, zahlenmäßig weit mehr, aber ohne Status (ohne Vertrag), sind Frauen. [...] Das Kennen der Fachsprache als des familiären Codes markiert Zugehörigkeit und Eingeweihtsein, macht die Beraterinnen zu Angehörigen und schafft Abgrenzung nach außen« (34/35).

Gerade im Gegensatz zur Party kennzeichnet die Autorin die Tupperparty als Heim-Verkaufsvorführung, als ein Ritual der »Verknüpfung von Symbolen und symbolischen Gesten, in gleichbleibenden und vorstrukturierten Handlungsketten« (81, nach Soeffner). Nicht nur die Beraterinnen arbeiten dabei für die Firma, sondern auch die Gastgeberinnen (gegen umsatzabhängige Rabatt-Sterne). Die Ressourcen aller beteiligten Frauen, ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse, ihre Denk- und Handlungsweisen, ihre sozialen Kompetenzen – eben die Spezifik des (temporaren) > Frauenraums <, in dem der Verkauf organisiert wird - sind genau kalkulierte Voraussetzungen des Konzernerfolgs.

Blaschka definiert abschließend die Lebensform Tupperware als eine im wesentlichen transitorische: »Daß also die Form der Schüssel und der Verkaufsveranstaltung dauerhafter sind als die Beraterinnentätigkeit als eine Lebensform, hat sich bei der von mir beobachteten Gruppe bestätigt« (187).

Die exemplarische Studie ist ein anregend geschriebenes Kabinettstückchen empirischer kulturwissenschaftlicher Forschung. Als facettenreichem Reiseführer durch die »Tuppergesellschaft, einer Gesellschaft [...] unter der Oberfläche« (10), ist der Publikation eine breite Rezeption zu wünschen.

Ulla Merle

Bücher, die bei uns eingegangen sind

Aegerter, Veronika u.a. (Hrsg.) (1999: Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Zürich, Chronos Verlag, 332 S., DM 54,-

Bernstein, Elsa (1999): Das Leben als Drama. Erinnerungen an Theresienstadt. Hrsg. Von Rita Bake und Birgit Kiupel. Dortmund, edition ebersbach, 189 S., DM 28,-

Berry, P. (1999): Shakespeares Feminine Endings. London, Routledge, 197 S., £ 15,99.

Christensen, Birgit (Hrsg.) (1999): Demokratie & Geschlecht. Interdisziplinäres Symposium, zum 150jährigen Jubiläum des Schweizerischen Bundesstaates. Zürich, Chronos Verlag, 178 S., DM 44,—

Dertinger, Antje (1999): Schenk mir deinen Namen. Scheinehen zwischen Menschlichkeit und Kriminalität. Bonn, Verlag J.H.W Dietz Nachfolger, 160 S., DM 34,—

Eichler, Ulrike/Müllner, Ilse (Hrsg.) (1999): Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Frauen als Thema der feministischen Theologie. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus, 255 S., DM 38,—

Elmerfeldt-Böhner, Christina (1999): Das Weibliche in Werk und Leben der Präraffaeliten. Egelsbach u.a.O., Fouqué Literaturverlag, 121 S., DM 16,80.

Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen, Leske + Budrich, 395 S., DM 68,—